

**Zeitschrift:** Schweizerische Gehörlosen-Zeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe  
**Band:** 25 (1931)  
**Heft:** 22

**Artikel:** Die Brüder  
**Autor:** Balzli, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-926918>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Sauerstoff und einem bißchen Kohlenstoff, auch ein wenig Wasserstoff und ein bißchen andere Stoffe sind noch in der Luft. Das ist die gute Luft. Wäre kein Sauerstoff, oder zu wenig Sauerstoff in der Luft, so müßten wir ersticken. Je höher man emporsteigt (auf einen Berg, in einem Flugzeug), um so weniger Sauerstoff hat die Luft, d. h. die Luft wird dünner. Sind wir 11,000 Meter hoch gestiegen, so ist nur noch wenig Sauerstoff in der Luft, vielleicht nur noch  $\frac{1}{5}$  eines Teiles. Wenn man hier noch atmen will, muß man in einem Gefäß, z. B. in einer eisernen Flasche, Sauerstoff mitnehmen und diesen Sauerstoff zusammen mit der Luft da oben einatmen.

Die Luft, die zum Atmen gut ist, nennt man Atmosphäre (griechisches Wort, das bedeutet: Dunstschicht; Atmos = Dunst, Dampf, Hauch, Atem; Sphäre: Kugel, Schicht). Die Luft weiter oben, die nicht mehr zum Atmen genügt und die Atmosphäre ganz umgibt wie die Eierschale das Eiweiß, heißt Stratosphäre, d. h. eine gelagerte Schicht um die Atmosphäre herum.

Bis jetzt waren unsere Flugzeuge nur in der Atmosphäre herumgeflogen. Sie waren nicht über die Atmosphäre hinaus in die Stratosphäre hinein gekommen. Ende Mai dieses Jahres jedoch ist Professor Piccard von der Universität in Brüssel (Belgien) zum erstenmal in die Stratosphäre hinaufgefahren. Er war begleitet von Dr. Kipfer aus Biel. Piccard ist auch ein geborener Schweizer.

Zu Augsburg stiegen die Beiden auf. Sie stiegen 16,000 Meter hoch. In dieser Gegend ist vor ihnen noch nie ein Mensch, auch nie ein Voglein oder ein anderes Tierchen, gewesen. Die Kugel des Flugzeuges, in welcher die beiden Gelehrten saßen, war eine hohle Kugel aus Aluminium. Diese Kugel war fest verschlossen. In der Kugel hatten sie den nötigen Sauerstoff zum Atmen mitgenommen.

In der Stratosphäre ist es sehr kalt: 50 bis 60 Grad Kälte. Es ist da oben nie ein Wölkchen zu sehen. Die zwei Männer flogen also immer im Sonnenschein. Die Sonne bestrahlte ihre Kugel und wärmte sie. Sie hatten darin eine Hitze von 41 Grad, obwohl es draußen sehr kalt war.

Mit dem Barometer und anderen Instrumenten machten die zwei Gelehrten in der Stratosphäre allerlei Messungen. Da wurde ihr Luftballon plötzlich heruntergetrieben. Sie hatten Angst,

sie würden verunglücken, kamen aber doch glücklich wieder auf der Erde an.

Der Ballon flog von Augsburg ab in einer Bieckzaklinie bis nach Gurgl im Tirol. Der Ort liegt 2700 Meter hoch. Dort landete Professor Piccard. Der Lehrer von Gurgl, ein Arbeiter und ein fremder Besucher des Ortes sahen zuerst das Fahrzeug und ließen hin.

Wie konnten denn die zwei Gelehrten wissen, wie hoch sie geflogen waren? Sie konnten doch die Entfernung zwischen der Erde und ihrem Ballon nicht mit einem Metermaß messen? Nein, aber mit dem Barometer. Die Luft drückt auf das Quecksilber im Barometer. Ist die Luft dick und schwer, so wie bei uns auf dem Erdboden, so steigt das Quecksilber im Barometer. Hat aber die Luft weniger Sauerstoff, wird sie dünner und leichter, so drückt sie weniger stark auf das Quecksilber. Das Quecksilber fällt. Man weiß, wieviel die Luft leichter wird, jedesmal wenn man ein Kilometer höher steigt. Man sieht auf dem Barometer: So viel ist das Quecksilber gefallen, so viel ist die Luft leichter geworden, so viel Kilometer ist man in der Atmosphäre oder in der Stratosphäre in die Höhe gestiegen.

Schon denkt der kühne Dr. Kipfer an noch längere Flüge in der Stratosphäre. Was wird man bei diesen Flügen noch alles finden und entdecken! Wird man vielleicht einmal bis auf den Mond, oder gar bis zu unseren Nachbarplaneten, Mars und Venus (die der Erde am nächsten liegenden Sterne) gelangen können? Oder wird man wenigstens regelmäßige Fahrten und Reisen durch die Stratosphäre hindurch machen können? Schon weiß man, daß das Flugzeug in der Stratosphäre viel schneller fliegt als in der Atmosphäre. Man hat ausgerechnet, daß man in der Stratosphäre in 18 Stunden von Paris nach Newyork fliegen kann.

## Zur Unterhaltung

### Die Brüder.

Nun zeigte die Schwarzwälderuhr schon zehn Minuten vor acht, und immer noch höckelte der Berni Grunauer hinter dem breiten Tisch in der Eßstube und löffelte seine Milchbrocken. Die vierte Tasse hatte er vor sich stehen, und er überlegte eben, ob die Zeit wohl noch zu einer fünften langen möchte. Ja — Hunger hätte er schon noch — ein zwölfjähriger Bub hat immer

Hunger. Aber da trat die Mutter aus der Küche herein, warf einen Blick auf die Uhr und mahnte:

„Bub, nun mußt aber pressieren. Oder meinst, der Lehrer wartet extra auf dich?“

Flink schob sich der Berni hinter dem Tisch hervor. Er war ein krausköpfiger, munterer Bub mit roten Backen und glitzernden Schelmäugen. Rasch griff er nach einem letzten Stück Brot und stopfte es in die Hosentasche. Einen Apfel aus dem Fruchtkörblein erwischte er auch. Nun warf er den Schultern über die Schultern, und die Mutter hakte ihm den Tragriemen ein. Schon eilte er nach der Tür und riß sie auf. Mit einem Wort hielt ihn die Mutter zurück:

„Bub, was sagst noch?“

„Ade!“ — Hinaus war er.

Leise lächelnd schaute die Mutter hinter ihm drein, als er mit wilden Sägen durchs schmale Weglein nach dem Dorf hinunterstürmte. Links und rechts stoben die funkelnden Tautropfen von Halm und Gras, wenn er daran vorbeijagte. Ja, er war ein lieber, hübscher, wilder Bub!...

Da schob sich eine schmale, kalte Kinderfaust in die warme Hand der Mutter. Sie wandte sich. Vor ihr stand Bernis Bruder, der Gottlieb. Der war ein armer, elender Krüppel an Leib und Seele. Obgleich er zwei Jahre älter war, reichte er dem Bruder kaum bis zu den Schultern. Klein, mager, kräck sah er aus. Auf den kraftlosen Gliedern krümmte sich ein verwachsener Rücken. Schwer und plump saß ein mächtiger Kopf auf dem dünnen Hals. Der Bub war taubstumm und verwachsen. Alles an ihm war häßlich, nur seine Augen waren von rührender Schönheit. Tiefbraun, fast schwarz, leuchteten sie mit heißem Glanz aus einem blassen, fleckigen Gesicht heraus. Das war der Gottlieb, Bernis Bruder.

Er drängte sich mit ungestümer Kraft an die Mutter. Seine Zunge mühte sich, ein Wort zu formen, eine Bitte. Aber nur ein dumpfer, gequälter Laut kam über seine Lippen. Die Mutter verstand ihn dennoch. Sie strich ihm mit leiser Hand über Haar und Wange. —

„Nein, Bub, lieber, in die Schule kannst nicht gehen. Vielleicht später einmal. Schau, wo sollte der Lehrer Zeit für dich hernehmen? Er hat mit all den andern Arbeit und Mühe genug. Komm, wir wollen etwas machen. Die Hühner füttern, gelt?“

Der Bub schüttelte wild den Kopf. Eine Träne rollte langsam und schwer über sein bleiches Gesicht. Die Mutter tat sein lautloses Weinen weh. —

„Ich kann dir nicht helfen, lieber Bub. Komm, wir wollen etwas für dich suchen. Ein Bilderbuch? Oder einen Bleistift? Dann kannst schreiben! Willst?“

Der Stumme nickte, müde und gleichgültig. Was ihn vor Minuten gerüttelt hatte: Schmerz und Not, das schief wiederum tief in seiner verstümmelten Seele.

Stundenlang saß er drinnen am Tisch. Die Mutter hatte ihm einen alten Kalender gegeben; auf die leeren Seiten schrieb und zeichnete er fast den ganzen Vormittag. Er malte Buchstaben und Zahlen, lauter absonderliche, geheimnisvolle Zeichen, wie er's dem Bruder abgelauscht hatte. Was kümmerde es ihn, daß der Berni über seine Kunststücke lachte! Wenn er nur verstand, was er zeichnete und schrieb! Ihm waren seine Striche und Haken, die Linien und Kreise und Tupfen keine Geheimnisse, ihm erzählten sie wundersame Dinge, Märchen und Geschichten, die er sich erdacht hatte und die seinem Herzen wohltaten.

Als die Mutter einmal in die Stube kam, zeigte er ihr, was er alles geschaffen. Sie streichelte ihm übers feuchte Haar und sagte ihm ein freundliches Wort. Hören konnte er es nicht, aber er spürte es. Und er begann, eifrig mit den Händen zu schichten und zu zeigen, und die Mutter verstand ihn wohl.

„Das sind Buchstaben!“ wollte der Bub sagen. „Solche Buchstaben, wie der Berni sie im blauen Heft hat, eine ganze Menge. Und das hier sind Zahlen, da die krummen Dinger. O, die sind schwer zu schreiben! Aber ich kann's doch! Gelt, Mutter, ich kann Zahlen schreiben?“

Dies wollte der stumme Gottlieb sagen. Und die Mutter verstand ihn wohl und rühmte seine krausen, unleserlichen Zeichen und Figuren. Sie lächelte auch, ganz leise nur. Dann holte sie aus der Tischschublade einen Farbstummel, den Rest eines Rotstifts. Den gab sie dem Buben. Mit ungelenker Hand zeichnete sie ihm ein Tier auf ein Kalenderblatt. Ungefüg sah es aus, mit langen Schlappohren, dünnem Hals und einem mageren Schwänzlein. Über der Gottlieb lachte hell mit seinen nachtdunklen Augen. Das war ein Ross! Oder eine Kuh? Oder gar ein Schwein? Ach, ein wunderschönes Tier war das! Ein solches wollte er auch zeichnen.

Tief beugte sich der Bub über seinen alten Kalender. Eine leise Glut stieg in seine blassen Wangen, und seine kalten, feuchten Hände zitterten vor Arbeitseifer. Die Mutter war ver-

gessen. Sie streichelte ihm noch einmal übers wirre Haar und ging hinaus.

Und der Bub zeichnete. Was er schuf, war ein Ungeheuer mit viereckigem Leib, mächtigem Schwanz und rollenden Telleraugen. Dicke Borsten sträubten sich auf dem Rücken des Tieres. Dann verglich er mit verkniffenen Augen. Nein, — ganz schön war sein Bild noch nicht. Aber er wollte noch einmal probieren.

Er riß ein neues Blatt aus dem Kalender. Und von neuem begann er an seinem Kunstwerk zu arbeiten. Diesmal ging's schon leichter. Der Leib des Tieres wurde rundlich, der Schwanz war prächtig geschweift. Krallen drohten böse von den dünnen Beinen. Im offenen Maul standen große, spitze Zähne.

Der Bub staunte sein Bildwerk an. Eine heiße Freude drängte sich zu seinem schwerfälligen Herzen, und seine Augen brannten. Ja, das Tier war schön! Das war eine Käze — oder ein Hund — ja, ein Hund war's.

Halt — da hatte er noch die Ohren vergessen! Hastig griff er nach dem Rotstift und stellte dem Tier zwei spitze Ohrmuscheln auf den Kopf, dicht nebeneinander. Nun war's fertig!

Der Bub lachte sein heiseres, halbes Lachen und klatschte vor Vergnügen in die Hände...

Da flog die Tür auf und der Berni stürmte herein. Die Schule war aus. Nun kam der freie, wunderschöne Nachmittag! Viele Stunden lang frei! Und drunter am Sonnrain waren die Kirschen reif!... Er warf die Bücher auf den Tisch und wollte wieder hinausrennen. Aber da stand der stumme Bruder hinter dem Tisch auf. Eisrig winkte er: „Komm! So komm doch! Komm — und schau!“

Was hatte er nur? Ach so — im Kalender hatte er geschrieben, lauter Striche, Haken und Punkte, die Buchstaben vorstellen sollten und die doch kein Mensch lesen konnte. Nun ja — er war eben taubstumm. Aber er brauchte einen doch nicht aufzuhalten, wenn man so viel vorhatte! —

Der Gottlieb riß ihn am Ärmel zum Tisch hin.

„Schau doch! schau!“ bettelte er. Er war doch so glücklich, er zappelte vor Freude und wollte lachen — lachen! Sein Bild war doch so schön! Ein solches brachte der Berni nicht fertig, ganz gewiß nicht. —

Der Berni betrachtete mit einem langen, erstaunten Blick das weiße Blatt mit dem roten Tier, das ihm der Gottlieb vor die Augen hielt.

„Was ist's?“ fragte er und deutete mit dem Finger auf die Zeichnung.

„Ein Hund!“ wollte der Gottlieb sagen. „Das ist doch ein Hund! Siehst du's denn nicht? Was soll es sonst sein? Ein Hund ist's!“

Aber er konnte kein Wort sagen. Er konnte nur hinausdeuten auf die Terrasse, wo der Nero in der Sonne lag und sich den Pelz wärmen ließ.

Da lachte der Berni laut und übermütig heraus. Ein Hund sollte das sein? Du lieber Gott! Ein solches Ungeheuer! Warum nicht ein Elefant oder ein Gockelhahn?

Der Gottlieb sah ihn erschrocken an. Was hatte der Bub zu lachen? So wegwerfend? So merkwürdig?

Der Berni machte eine verächtliche Handbewegung nach der Zeichnung hin. „Nein, Gottlieb, das ist kein Hund! Das ist irgend ein spukiges Vieh. Ich will dir nun zeigen, wie ein Hund aussieht, den man nicht mit einer Wildente verwechseln kann! Aber eben, du hast halt in keiner Schule zeichnen gelernt!“

Und der Bub holte geschäftig vom Ofen her Bleistift, Gummi, Zeichnungspapier und Farbstifte. Mit erstaunten, halb erschrockenen Augen schaute ihm der Gottlieb zu. Und nun begann der Berni einen Hund zu zeichnen, daß es eine Lust und eine Freude war. Ein großes, schlankes Tier war's mit schönem, spitzem Kopf und steilen, lauschenden Ohren. Dünne und gelenkig waren die Beine; der buschige Schwanz wehte wie eine Rute, und das schwarze Fell glänzte weich und wollig, an der Bauchseite gelb gefleckt.

Atemlos schaute der Gottlieb. O, sein Bruder war ein Künstler! So verstand er nicht zu zeichnen und zu malen. War das ein wunderbares Tier! Und die prächtigen Farben!

Nun war das Bild fertig. Der Berni legte die Stifte hin und kniff die Augen zusammen. „Siehst du, das ist ein Hund!“ sagte er und betrachtete seine Zeichnung.

Eng drängte sich der Gottlieb an ihn. Er war noch ganz bezaubert. Und auf einmal kam er ins Wünschen. Seine Hände fingen an zu reden:

„Du, gib mir das Bild!“ bat er. „Gelt, gib mir's!“

Der Berni achtete nicht auf ihn. Er griff nach Gottliebs Zeichnung und hielt die beiden Blätter nebeneinander.

„Siehst nun den Unterschied?“ lachte er.

Da begriff auf einmal der Gottlieb. Ja, Bernis Bild war schöner. Das war wunderbar. Und sein Werklein war nichts, war nur ein Geschmier, eine Kritzelei. —

Eine heiße Träne schoß dem Buben ins Auge.

Ach, das tat weh! Immer und immer war der Berni der klügere und geschicktere. Und er war nur der taubstumme, kalte, verwachsene Gottlieb und durfte nicht einmal zur Schule gehen. Darum war er auch so dumm und ungeschickt und war nirgends zu gebrauchen...

Der Bub schluckte und schluckte. Aber es half nichts. Unaufhörlich rannen ihm die hellen, heißen Tränen über die faltigen Wangen und tropsten auf den Boden. Mit dem Rockärmel trocknete er sie ab — umsonst. Sie brannten wie Feuer.

Der Berni sah nichts von dem glühenden Schmerz und dem stummen Kampf in des Bruders krankem Gesicht. Er warf die Blätter auf den Tisch, Farbstifte und Gummi dazu. Dann rannte er hinaus. Er hatte draußen die Rosse wiehern hören.

Stumm und zerschlagen setzte sich der Gottlieb hinter den Tisch. Allmählich versiegten seine brennenden Tränen. Mit heißen, trockenen Augen starrte er auf die beiden Bilder. Ja — sein Werklein war ein Geschmier. Bernis Bild aber war schön und kunstreich...

Stumm und mühsam wälzte er seine langsame Gedanken. — Das war immer so gewesen: Der Berni war klug und geschickt, und alle Leute hatten ihn gern. Er aber war taubstumm und stark und dumm, und man ging ihm aus dem Weg oder beachtete ihn nicht. Nur die Mutter war lieb und gut zu ihm. Nur die Mutter. —

Und so würde es immer bleiben. Er konnte nie groß und klug und ein brauchbarer Mensch werden. O, das tat weh. —

Die Augen des Buben begannen zu funkeln und wurden ganz schwarz. Schmerz — und Zorn flammten darin. —

Noch immer starrte er auf die beiden Bilder — sprang plötzlich auf — mit wildem, stummem Schrei. Seine zuckenden Hände zerkrallten und zerrissen die Blätter. Dann griff er nach den Farbstiften, schmetterte sie zu Boden. Mit schweren Schuhen zertrat und zerstampfte er sie. Sein Gesicht brannte in hilfloser Wut. Schaum stand ihm vor dem Mund.

Dann brach er zusammen. Sein Kopf schlug schwer an der Tischkante auf. Röchelnd pfiff der Atem aus seiner Brust. Blaß und stumm lag er da. — So fand ihn die Mutter.

(Mit Erlaubnis des Verfassers abgedruckt aus dem Büchlein: „Meine Buben“. Kleine Geschichten von Ernst Walzli. Das Buch ist im Verlag H. R. Sauerländer in Marau erschienen.)

## Aus der Welt der Gehörlosen

### Ernstes und Heiteres auf dem Munot.

Nachdem die Basler am 4. Oktober auf dem äußerst massiven, runden Turm der ehemaligen Festung Munot (erbaut von 1564—82) sich an der Aussicht auf die Erker- und Giebelhäuser, welche das echte Gepräge einer schwäbischen Reichsstadt darbieten, ergötzt hatten, stiegen sie fröhlich die Steintreppe hinunter, ohne zu ahnen, daß oben ein folgenschweres Unglück hätte geschehen können, wenn nicht der brave August Ziegler es verhütet hätte. Dieser schlichte Mann führte den taub-blinden W. am Arm und schickte sich an, mit ihm hinabzusteigen, als er zufällig umschaute und den schlecht sehenden Gr. gewahrte, wie er hilflos den Ausgang suchte und den Fuß bereits auf einen schrägen Steinrand hob — irrtümlicherweise meinte er, es sei die Stufe der Treppe — und er wäre unfehlbar ausgeglitten, wenn Ziegler die Gefahr nicht erkannt und trotz seiner 75 Jahre ihn schnell zurückgerissen hätte.

Vor Jahren besuchte ein Schicksalsgenosse den Munot. Als er vor das finstere, bombenfeste Gewölbe trat, zauderte er, hineinzutreten; in seiner Verlegenheit blickte er um sich und entdeckte zu seiner Freude eine Glocke, die er dann zog. Er wartete, daß jemand käme, um ihn hindurch zu führen, aber niemand kam. Noch einmal läutete er und wartete wieder umsonst. Zum dritten Mal zog er die Glocke, vielleicht aus Leibeskräften, aber niemand erschien und erbarmte sich seiner. Endlich zwang er sich allein in das unheimlich dunkle Gewölbe und tappte hindurch, bis er die Treppe erreichte, die ihn hinauf ans Tageslicht führte.

In einem Lied vom M. Feesche heißt es:

Es gibt ein Wort, wie die Sonne so klar,  
Wer einmal im dunklen Tale war  
Und zur Höhe dann durfte gehen,  
Der lernt das Wort wohl verstehen.  
Und die Wege drunter im Tale,  
Die dunklen, mit einem Male  
Sind sie vergoldet vom Sonnenschein,  
Und der Wandler weiß:  
Es muß so sein!  
Und alles ist gut, wie Gott es schickt.  
Ziegt jubelt sein Herz, da er rückwärts blickt.  
Er sieht die Sonne über dem Leid  
Und kann nur jauchzen: Barmherzigkeit. J.W.